

HERMANN J. POTTMEYER · BOCHUM

DIALOGSTRUKTUREN IN DER KIRCHE UND DIE COMMUNIO-THEOLOGIE DES ZWEITEN VATIKANUMS

1. Das Konzil – die Dialogerfahrung einer Generation

Es waren zwei Päpste, die vor gut 50 Jahren ein neues Zeitalter der Kirche einleiteten: Johannes XXIII. und Paul VI. Von Papst Johannes wird erzählt: Als er gefragt wurde, was er mit dem von ihm angekündigten Konzil beabsichtige, soll er zum Fenster gegangen sein und es weit aufgerissen haben. Ob es sich nun so abgespielt hat oder nicht, jedenfalls illustriert diese berühmte Szene sehr treffend seine Absicht. Ihm war bewusst, dass die Zeit der Abschottung der Kirche gegenüber der modernen Welt ein Ende haben musste. Und es war Paul VI., der dafür das treffende Stichwort fand: Dialog – der Dialog mit der Welt von heute, mit der nichtkatholischen Christenheit und mit den nichtchristlichen Religionen.

Die beiden Päpste griffen damit die dialogorientierte Aufbruchsbewegung auf, die an der Basis der Kirche längst in Gang gekommen war: die Liturgische und die Ökumenische Bewegung und die des Laienapostolats. Die Liturgische Bewegung verstand die Messfeier als Wechselgespräch zwischen Gott und der Gemeinde, die Ökumenische Bewegung hatte den Dialog mit den anderen Konfessionen aufgenommen und katholische Laien waren längst im Gespräch mit der übrigen Gesellschaft. Hinzu kam, dass die Theologie wieder entdeckte, dass die Kirche des 1. Jahrtausends eine stärker dialogische Kirche war, die die gemeinsamen Angelegenheiten auf Synoden und Konzilien besprach und regelte.

Schon die Einberufung des Konzils durch Papst Johannes war ein erster Schritt hin auf eine Wiederbelebung dieser ursprünglichen Praxis. Das war zu seiner Zeit alles andere als selbstverständlich. Das letzte Konzil, das 1. Vatikanische Konzil von 1869/70, hatte den Jurisdiktionsprimat des

HERMANN JOSEF POTTMEYER, geb. 1934, Prof. em. für Fundamentaltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum; Gastprofessor an der Universität Notre Dame, USA; 1992-2003 Mitglied der Internationalen Theologischen Kommission.

Papstes und die Unfehlbarkeit seines Lehramtes zum Dogma erklärt. Die Hardliner, die die Kirche auf einem Konfrontationskurs mit der modernen Welt halten wollten, beriefen sich auf diese Dogmen, um eine zentralistische und autoritär-dirigistische Leitung der Gesamtkirche durchzusetzen. Konzilien und Synoden hätten sich erübrigt, da der Papst kraft seiner Autorität jetzt alles allein entscheiden könne. Dass solche Hardliner nicht zuletzt in der römischen Kurie anzutreffen waren, sollte nicht verwundern. Über den Konzilsplan des Papstes waren sie alles andere als erfreut.

Da der Papst die römische Kurie mit der Vorbereitung des Konzils beauftragte, versuchte diese, die Regie des Konzils in ihre Hand zu bringen. Doch die Mehrheit der Konzilsväter machte einen Strich durch diese ihre Rechnung. Sie nahmen sich die Freiheit, die vorbereiteten Vorlagen zu verwerfen. So wurde das Konzil zum Ereignis eines Dialogs. Diese Erfahrung prägte eine ganze Generation, die Konzils-Generation, deren Mitglieder sich bis heute für eine dialogische Kirche einsetzen.

Papst Johannes starb nach der ersten Sitzungsperiode des Konzils. Auf seinen Nachfolger Paul VI. kam die schwierige Aufgabe zu, das Konzil weiterzuführen. Noch vor Beginn der zweiten Sitzungsperiode veröffentlichte er am 6. August 1964 seine Antrittsenzyklika *Ecclesiam Suam*¹. Durch sie und mit Zustimmung der Konzilsväter wurde der Dialog mit der Welt von heute zum eigentlichen Reformziel des Konzils. So kam es zur Pastorkonstitution *Gaudium et spes* «über die Kirche in der Welt von heute» – das erste Dokument in der Geschichte der Konzilien, das sich so ausführlich mit dem Verhältnis von Kirche und Gesellschaft befasste. Ferner zu jenen Dokumenten, die zum Dialog mit den getrennten Christen und mit den nichtchristlichen Religionen aufriefen.

2. Paul VI. zum Dialog

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Enzyklika *Ecclesiam Suam* Pauls VI., die man einen Traktat über den Dialog genannt hat, und anschließend auf die Aussagen des Konzils zum Dialog.

Schicken wir jedoch eine kurze Begriffsbestimmung von «Dialog» voraus, um daran die Dokumente messen zu können. «Dialog» wird allgemein in einem engeren und weiteren Sinne gebraucht. Im weiteren Sinne gebraucht, ist die Grenze zum «Gespräch» fließend. Im Unterschied zum Gespräch erfüllt der Dialog im eigentlichen Sinne drei Bedingungen: *Erstens* sind die Dialogpartner prinzipiell gleichberechtigt; man spricht auf Augenhöhe miteinander. *Zweitens* gehen sie von unterschiedlichen Vorverständnissen oder Standpunkten aus aufeinander zu. *Drittens* zielt ein Dialog auf das gemeinsame Finden und Anerkennen der Wahrheit in einer bestimmten Frage oder auf die angemessene Lösung für eine bestimmte

Aufgabe. Gegenseitigkeit, Differenz und Wahrheitssuche sind die drei Kennzeichen des Dialogs.

In seiner Enzyklika erklärt Paul VI., dass er für die angemessene Beziehung der Kirche zur Welt von heute «den heute allgemein gewordenen Namen ›Dialog‹ aufgreifen wolle. Diese Weise der Begegnung entspreche «der größeren Reife des Menschen, ob religiös oder nicht religiös, die ihn durch Erziehung und Kultur heute zum Denken, zum Sprechen und zur würdigen Führung eines Dialogs befähigt» (Nr. 78). Deshalb sei der Dialog eine ausgezeichnete Weise, wie die Kirche heute ihren Heildienst wahrnehmen sollte. «Die Kirche muss zu einem Dialog mit der Welt kommen, in der sie lebt. Die Kirche macht sich selbst zum Wort, zur Botschaft, zum Dialog» (Nr. 65).

Um den Dialog zu führen, müsse die Kirche ihren Dialogpartner kennenlernen und ihm nahe kommen. Der Papst sieht in der heutigen Gesellschaft in der Tat einen ernstzunehmenden Partner für ein Gespräch, das Elemente von Gegenseitigkeit aufweist. «Noch bevor man spricht, muss man auf die Stimme, ja sogar auf das Herz des Menschen hören; man muss ihn verstehen und, soweit möglich, achten und, wo es angebracht ist, ihm auch Recht geben» (Nr. 87). Das «lässt uns auch in den Meinungen der anderen Wahrheitselemente entdecken» (Nr. 83).

Der Dialog solle nicht hochmütig oder verletzend sein, sondern geduldig, großmütig und vertrauensvoll. «Seine Autorität wohnt ihm inne durch die Wahrheit, die er darlegt, durch die Liebe, die er ausstrahlt, durch das Beispiel, das er gibt.» Sein Klima sei das der Freundschaft, welche «die Geister verbindet in der gemeinsamen Bejahung eines Wertes, der jede egoistische Zielsetzung ausschließt» (Nr. 82). Allerdings dürfe die Sorge, den Dialogpartnern nahezukommen, «nicht zu einer Abschwächung oder Herabminderung der Wahrheit führen. Unser Dialog kann uns nicht von der Verpflichtung gegenüber unserem Glauben entbinden» (Nr. 88).

Paul VI. begründet den Dialogcharakter der kirchlichen Heilssendung «im Plan Gottes selbst [...]. Die Offenbarung, das heißt die übernatürliche Beziehung, die Gott selbst durch freien Entschluss mit der Menschheit herstellen wollte, wird in einem Dialog verwirklicht, wobei das Wort Gottes sich in der Menschwerdung und dann im Evangelium zum Ausdruck bringt [...]. Die Heilsgeschichte erzählt diesen langen und vielgestaltigen Dialog, der von Gott ausgeht und zu einer wunderbar vielgestaltigen Zwiesprache mit den Menschen wird» (Nr. 70).

Die für den Dialog mit der Welt von heute empfohlene Hörbereitschaft, ja Wechselseitigkeit tritt auffallend zurück, wenn der Papst auf den innerkirchlichen Dialog zu sprechen kommt. Auch er wird empfohlen, darf aber nicht die Autorität der Hirten in Frage stellen. Eingeschärft werden der gebotene Gehorsam gegenüber den Hirten und «die Unterordnung unter

die Führung der rechtmäßigen Vorgesetzten, wie es sich für freie und liebende Kinder geziemt. Der Geist der Auflehnung, der Kritik, der Rebellion verträgt sich schlecht mit der Liebe, die ein Gemeinschaftsleben beseelen soll, mit Eintracht und Frieden in der Kirche und verwandelt den Dialog in eine Auseinandersetzung, einen Wortwechsel, einen Streit, was leider nur allzu leicht geschieht» (Nr. 115).

Hier wird der Dialogbegriff in einer Weise gedehnt, dass man eher von einem gnädig gewährten Gespräch sprechen sollte. So richtig seine Warnung ist, ist es doch bemerkenswert, dass derselbe Papst, der beim modernen Menschen sehr wohl die «größere Reife [...] zum Denken, zum Sprechen und zur würdigen Führung eines Dialogs» anerkennt,² den Katholiken dieselbe Reife zum Mitdenken und Mitsprechen in der Kirche nicht zuerkennt, obwohl auch sie solche modernen Menschen sind. Das mag der noch vorherrschenden klerikalen Mentalität zuzuschreiben sein, die die Laien gern als «liebende Kinder» sehen wollte. Diese Mentalität macht sich bis heute im innerkirchlichen Dialog bemerkbar.

3. Das Konzil zum Dialog

Dank der Initiative Pauls VI. wurde «Dialog» zum Leitwort des Konzils und zum Schlüsselbegriff für das neue Verhältnis der Kirche zur Welt von heute. Kurz zum Sprachgebrauch des Konzils: An einigen Stellen wird ausdrücklich zu einem Dialog im eigentlichen Sinn, zum Dialog auf Gegenseitigkeit aufgefordert. Oft wird allgemeiner der Begriff «Gespräch» (*colloquium*) gebraucht, sei es alternativ oder die Gegenseitigkeit abschwächend.

Dem Anliegen des Dialogs mit der Welt von heute ist die gesamte Pastorkonstitution *Gaudium et spes* gewidmet. Hier ist ausdrücklich von einem «gegenseitigen Dialog» (*mutuus dialogus*) die Rede (GS 40). Sein Fundament sei die Geschwisterlichkeit aller Menschen vor Gott und untereinander, die durch gemeinsame Interessen und Aufgaben wie die einer friedlichen und gerechten Weltordnung miteinander verbunden sind (GS 21; 90). Bekannt geworden ist der Eröffnungssatz der Konstitution, der das zum Ausdruck bringt: «Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi» (GS 1).

Am häufigsten erscheint der Begriff «Dialog» im Ökumenismusdekret *Unitatis redintegratio*, und zwar hier im eigentlichen Sinne. Denn es wird ausdrücklich gesagt, dass der ökumenische Dialog «par cum pari» zu führen sei, also von gleich zu gleich oder auf Augenhöhe (UR 9). In der Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen *Nostra aetate* wird das Gespräch mit diesen Religionen empfohlen, verbunden mit der Mahnung, die Kirche solle die Werte, die sich in den Religionen finden,

«anerkennen, wahren und fördern» (NA 2). Besondere Bedeutung wird dem «geschwisterlichen Gespräch» zwischen Juden und Christen beigegeben (NA 4), aber auch demjenigen mit den Nichtchristen im Missionsdekret *Ad gentes* (AG 16).

Grundsätzliches zum Dialog finden wir in der Erklärung über die Religionsfreiheit *Dignitatis humanae*, wo der Dialog als eine Form der Wahrheitsfindung bezeichnet wird und von Gegenseitigkeit die Rede ist. «Die Wahrheit muss auf eine Weise gesucht werden, die der Würde der menschlichen Person und ihrer Sozialnatur eigen ist, das heißt in freier Suche, mit Hilfe des Lehramtes oder der Unterweisung, des Gedankenaustausches und des Dialogs, wodurch die Menschen einander die Wahrheit, die sie gefunden haben oder gefunden zu haben glauben, mitteilen, damit sie sich bei der Erforschung der Wahrheit gegenseitig zu Hilfe kommen; an der einmal erkannten Wahrheit jedoch muss man mit personaler Zustimmung festhalten» (DiH 3).

Hier wird die Kirche nicht einseitig als Lehrmeisterin denen gegenübergestellt, die noch Belehrung brauchen. Vielmehr wird neben die Wahrheitsvermittlung durch Unterweisung die Wahrheitsermittlung «in freier Suche» gestellt, wofür sich der Dialog empfiehlt, wo sich Menschen bei der Wahrheitssuche gegenseitig helfen. Alle bedürfen einander: diejenigen, die noch auf der Suche sind, und diejenigen, die sich zwar schon im Besitz der Wahrheit glauben, sich aber der vielfältigen Begrenztheit ihrer Wahrheitskenntnis bewusst sind.

Es fällt auf, dass von einem Dialog auf Gegenseitigkeit immer nur im Blick auf den Dialog nach außen gesprochen wird, nicht im Blick auf den innerkirchlichen Dialog. Auch darin ist das Konzil der Linie Pauls VI. in *Ecclesiam Suam* gefolgt. Allerdings merkt die Pastoralkonstitution an, dass ein aufrichtiger Dialog mit der Welt von heute ein «fruchtbares Gespräch» aller, «die das eine Volk Gottes bilden, Geistliche und Laien», voraussetzt (GS 92). Auf ein vertrauensvolles Gespräch zwischen Bischöfen, Priestern und Laien wird auch sonst immer wieder gedrängt, was aber nicht als ein Dialog auf Gegenseitigkeit bezeichnet wird. Bemerkenswert ist aber ein Satz, der dafür als Regel gelten soll: «Es gelte im Notwendigen Einheit, im Zweifel Freiheit, in allem die Liebe» (GS 92). Es ist ein Zitat aus der Enzyklika *Ad Petri Cathedram* von Papst Johannes, mit der er das Konzil ankündigte.

Die Zurückhaltung des Konzils, beim innerkirchlichen Dialog von Gegenseitigkeit zu sprechen, fällt umso mehr auf, weil das Konzil eigentlich zahlreiche Ansätze liefert, die einen Dialog im eigentlichen Sinne nahe legen. In seiner Kirchenkonstitution *Lumen gentium* hat das Konzil das Selbstverständnis der Kirche als Gemeinschaft (*communio*) des Volkes Gottes entfaltet, deren Glieder durch die gemeinsame Berufung und Sendung verbunden sind – die also eine viel engere geschwisterliche Verbundenheit unterein-

ander als mit den übrigen Menschen haben. Zudem hat Gott die Kirche mit unterschiedlichen Charismen und Diensten beschenkt, die wie die Glieder eines Leibes aufeinander angewiesen sind – auch das ein Moment wahrer Gegenseitigkeit. Denn damit wird auch den sogenannten Laien zuerkannt, Subjekte mit eigener Kompetenz zu sein, die erwarten dürfen, als solche ernstgenommen zu werden. Ihr Glaubenssinn, der *sensus fidei fidelium*, ist für die Erkenntnis und das Leben der Kirche aus dem Glauben von Bedeutung (LG 12).

Dem entspricht es auch, dass das Konzil neben der Wiederbelebung der synodalen Praxis die Schaffung von Organen des wechselseitigen Austausches auf allen kirchlichen Ebenen empfahl. Dazu gehören die Ständige Bischofssynode zur Unterstützung des Papstes, die Bischofskonferenzen auf der kontinentalen und nationalen Ebene und die Räte auf der Ebene der Diözese und der Pfarrgemeinden. Obwohl diese Schritte einer sowohl konzeptionellen wie strukturellen Reform zu begrüßen sind, erinnern sie doch an die bekannte Echternacher Springprozession. Die Kompetenzen der Bischofssynode und der Bischofskonferenzen blieben beschränkt. Die Räte sind rein beratende Gremien. Das bedeutet, dass der Etablierung eines innerkirchlichen Dialogs, der diesen Namen verdienen würde, im kirchlichen Recht Grenzen gesetzt sind. War das Konzil demnach ein Fehlschlag? Nein, denn es hat die theologischen Voraussetzungen für eine dialogische Kirche geschaffen. Nur haben das Konzil und die nachkonziliare Umsetzung und Gesetzgebung – was den innerkirchlichen Dialog betrifft – aus ihnen nicht die entsprechenden Konsequenzen gezogen.

Anders fällt das Urteil hinsichtlich des Dialogs nach außen aus. Das betrifft in erster Linie den ökumenischen Dialog. Was trotz aller Hemmnisse im Bereich der Ökumene durch vielfältige Dialoge erreicht wurde, hätte man vor 50 Jahren noch für unmöglich gehalten. Bemerkenswerte Gesprächskontakte und Begegnungen wie die in Assisi ergaben sich seit dem Konzil sowohl mit den nichtchristlichen Religionen wie mit der Welt der Kultur, der Wissenschaften, der Künste und der Gesellschaft. Zuständig für die diversen Gesprächsbereiche sind die sogenannten Räte, die in der römischen Kurie neben die traditionellen Kongregationen getreten sind. An ihre Spitze beriefen die Päpste durchaus kompetente Leiter. Beachtung fand das 1991 vom Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog vorgelegte Dokument «Dialog und Verkündigung»³. Was sein primäres Reformziel angeht, den Dialog mit der Welt von heute, hat das Konzil also durchaus Erfolg gezeitigt.

4. Dialogisches Denken – ein philosophisches Programm

Bevor wir uns dem Problem zuwenden, das die Kirche offensichtlich bis heute mit dem innerkirchlichen Dialog hat, interessiert die Frage, warum

Paul VI. und nach ihm das Konzil überhaupt den Begriff «Dialog» aufgegriffen haben. Tatsächlich lag dieser Begriff damals sozusagen in der Luft.

Der Montini-Papst stammte aus einer Familie, die in der katholischen Laienbewegung Italiens führend war und auch Parlamentsabgeordnete stellte. Zudem war er lange Jahre Präses des katholischen Studentenverbandes Italiens gewesen und deshalb mit den führenden Politikern der *Democrazia Cristiana* bestens bekannt. Die bekannteste Biographie Pauls VI. trägt zu Recht den Titel «The First Modern Pope»⁴.

Durch seine philosophischen Freunde war Montini mit jenen philosophischen Strömungen in Frankreich und Deutschland vertraut, die man als Personalismus und Dialogisches Denken bezeichnet.⁵ Dazu gehörten Denker wie Martin Buber, Franz Rosenzweig, Ferdinand Ebner und Romano Guardini.⁶ Es fällt auf, dass an dieser Denkrichtung nicht wenige jüdische, aber auch christliche Denker beteiligt waren, deren religiöse Überzeugung sich in ihrem Denken zeigt. So hat etwa für Martin Buber die den Menschen auszeichnende dialogische Gegenseitigkeit von Ich und Du einen transzendent-religiösen Grund, nämlich darin, dass Gott dem Menschen in Geschichte und Offenbarung als sein «ewiges Du» begegnet.⁷

5. Im «Dialog» mit Gott, nicht aber untereinander in der Kirche?

Ähnlich wie Buber, aber mit einem christlichen Ansatz, stellte auch Paul VI. in *Ecclesiam Suam* den transzendenten Ursprung der dialogischen Verfasstheit des Menschen und den Dialogcharakter der Offenbarung heraus. Es ist deshalb nicht zufällig, dass wir dem Verständnis der Offenbarung als dialogischem Geschehen auch in der Offenbarungskonstitution *Dei Verbum* des Konzils begegnen. «In der Offenbarung redet der unsichtbare Gott aus überströmender Liebe die Menschen an wie Freunde und verkehrt mit ihnen, um sie in seine Gemeinschaft einzuladen und aufzunehmen» (*DV* 2). Auch wenn das Konzil hier den Begriff «Dialog» vermeidet und nicht von einer Beziehung auf Gegenseitigkeit spricht, kommt es dem mit seiner Rede von einer Freundschaftsbeziehung doch recht nahe. Jedenfalls geht es damit über das bis dahin übliche Offenbarungsverständnis hinaus, das den offenbarenden Gott als den Gehorsam fordernden Lehrer sah. Einen Schritt weiter hin auf eine Beziehung dialogischer Gegenseitigkeit geht das Konzil, wenn es in der innertrinitarischen Gemeinschaft von Vater, Sohn und Heiligem Geist das höchste Urbild und Vorbild der Kirche sieht (*UR* 2). Dennoch hat das Konzil den für das Dialogische Denken spezifischen Gedanken der Gegenseitigkeit im Dialog nicht aufgenommen, mit den genannten Ausnahmen, die aber den Dialog nach außen im Blick haben.

Es drängt sich die Frage auf, ob die Kirche nicht – noch über die schon aus *Lumen gentium* angeführten Gründe hinaus – aufgrund dieser theologischen Bezüge den innerkirchlichen Dialog sehr wohl als einen Dialog auf Gegen-

seitigkeit denken könnte und sollte und nicht als ein einseitiges Geben und Nehmen. Was die Offenbarung angeht, ist der offenbarende Gott zweifellos der unendlich überlegene Gebende und wir die Empfangenden. Aber hat der sich neutestamentlich offenbarende Gott nicht diese seine Überlegenheit gleichsam hintenan gelassen, hat er sich in seinem Sohn, wie es im Philipperbrief (Phil 2,6) heißt, nicht seiner Gottheit entäußert, um uns als Mensch zu begegnen? Würde er nicht in allem uns gleich außer der Sünde, um uns auf Augenhöhe anzusprechen – uns so in einer Weise als sein Du ernstnehmend, die großmütiger nicht gedacht werden kann? Ist denn das nicht ein Dialog auf Gegenseitigkeit, zwar zweifellos eine uns von Gott geschenkte Gegenseitigkeit, doch eben deshalb wahre und wirkliche Gegenseitigkeit? Im Umgang Jesu mit den Menschen ist sie unübersehbar. Warum dann nicht im innerkirchlichen Dialog zwischen Amtsträgern und ihren Schwestern und Brüdern im Glauben? Sieht die Kirche zudem nicht in der auf vollkommener Gegenseitigkeit beruhenden innertrinitarischen Relation ihr höchstes Ur- und Vorbild? Warum dann fällt es dem Konzil und dem Lehr- und Leitungsamt der Kirche seitdem so schwer, einen innerkirchlichen Dialog auf Gegenseitigkeit zuzulassen?

6. Hindernisse eines innerkirchlichen Dialogs – theologisch angefragt

Ich möchte dafür zwei Gründe nennen. Der eine Grund ist ein einseitiges Amtsverständnis. Jede verbindliche Beteiligung an der Entscheidungsfindung – beim Papst seitens der Bischöfe und beim Bischof seitens der Laien – wird als Einschränkung der als souverän gedachten Entscheidungsgewalt der Amtsträger angesehen, obwohl diese ihnen damit gar nicht genommen würde. Die Erfahrung, dass amtliche Entscheidungen durch eine breitere Beteiligung an deren Vorbereitung eher an Autorität und Angemessenheit gewinnen, dieser Erfahrung hat man sich verschlossen, auch wenn diese Erfahrung in den Konzilstexten immer wieder anklingt. Deshalb wirkt solche Leitungspraxis auf heutiges Empfinden autoritär und klingt die Beschwörung der Geschwisterlichkeit hohl.

Das andere, damit zusammenhängende Hindernis für einen innerkirchlichen Dialog auf Gegenseitigkeit ist der Umstand, dass bei diesem Wechselgespräch einseitig der Sendungsauftrag der Hirten gewichtet wird. In der Tat sind diese gesandt, die Wahrheit des Evangeliums zu vermitteln und zu sichern. Aber außer dem Auftrag der Wahrheitsvermittlung gibt es die Aufgabe der Wahrheitsermittlung. Auch wenn sie vom Heiligen Geist geleitet sind, bleiben die Hirten, Papst und Bischöfe, endliche Menschen, wenn sie das Evangelium auslegen, um es für die jeweiligen Herausforderungen fruchtbar werden zu lassen. Schon das sogenannte Apostelkonzil (Apg 15,1-34; Gal 2,1-10) zeigt, welchen gemeinsamen Ringens es bedurfte, um den wahren Willen Gottes in der Frage zu ermitteln, ob Heidenchristen beschnitten

werden müssten. An dieser Ermittlung war die ganze Gemeinde beteiligt. Und deswegen geschah es, dass man immer wieder zu Synoden und Konzilien zusammenkam, wo die Bischöfe als Leiter und Vertreter ihrer Ortskirchen darum rangen, den Willen Gottes in einer bestimmten Frage zu ermitteln. Und deren Beschlüsse erhielten in früheren Jahrhunderten erst Geltung, wenn sie von den Ortskirchen als mit ihrem Glauben übereinstimmend rezipiert wurden. Die Wahrheitsermittlung gestaltete sich als ein Dialog der Hirten untereinander und mit den Gemeinden, als ein Dialog auf Gegenseitigkeit.

Halten wir fest: Beim innerkirchlichen Dialog geht es darum, den Willen Gottes für Gestalt und Handeln der Kirche in unserer Zeit zu ermitteln. Werfen wir noch einmal einen Blick auf das Apostelkonzil. Bei der umstrittenen Frage der Beschneidung bat man Gott um entsprechende Zeichen seines Willens. Man fand sie darin, dass Heidenchristen auch ohne Beschneidung den Heiligen Geist empfangen. Die Herzmitte des Dialogs untereinander war also der Dialog mit Gott. Und deshalb tagen bis heute Konzilien im Angesicht des aufgeschlagenen Evangeliums und beginnen mit dem Gebet um Erleuchtung. Ein Dialog, wenn er gelingen soll, stellt hohe Anforderungen an die Beteiligten. Dazu gehört die Bereitschaft, den eigenen Standpunkt zu verändern und sich tiefer in die Wahrheit einführen zu lassen im Bewusstsein des Fragmentarischen und der Perspektivität unser aller Wahrheitskenntnis. Im Dialog unter Christen gehört dazu die Bereitschaft, das Hören aufeinander zum gemeinsamen Hören auf Gottes Wort und Wille werden zu lassen.

Mit einem Wort: Unbeschadet des besonderen Auftrags der Hirten zur Wahrheitsvermittlung und -sicherung ist bei der Wahrheitsermittlung im Fall konkreter Herausforderungen ein innerkirchlicher Dialog in voller Gegenseitigkeit sehr wohl möglich und angesagt, damit alle ihren Charismen und Einsichten entsprechend dazu beitragen können. Hier gilt die von Papst Johannes und dem Konzil aufgestellte Regel: «Im Notwendigen Einheit, im Zweifel Freiheit, in allem die Liebe.» Einen solchen Dialogprozess zu ordnen und dann auf Grund der gewonnenen Erkenntnisse eine vor Gott und den Gläubigen verantwortete Entscheidung zu fällen, mag man durchaus dem Auftrag der Hirten zurechnen. Wie heißt es in dem Schreiben, das nach dem Apostelkonzil an die Gemeinden gesandt wurde: «Der Heilige Geist und wir (die Apostel und die Ältesten zusammen mit der ganzen Gemeinde) haben beschlossen [...]» (Apg 15,22.28).

7. Ein kritischer Blick auf das Dialogangebot der Deutschen Bischofskonferenz

Im Licht der gewonnenen Erkenntnis, dass die Hindernisse, die einem wahren Dialog innerhalb der Kirche im Wege stehen, theologischer Kritik nicht standhalten, sollten wir uns jetzt jenen Vorgängen zuwenden, die in jüngster

Zeit die kirchliche Öffentlichkeit bei uns bewegen. Unter dem Druck dieser Öffentlichkeit und des öffentlich gewordenen Missbrauchsskandals hat sich die Deutsche Bischofskonferenz mit knapper Mehrheit zum Angebot eines Dialogprozesses entschlossen, der aber «Gesprächsprozess» heißen soll. Denn man könne zwar über alles sprechen, aber bestimmte Themen seien nicht verhandelbar. Sie beträfen die Gesamtkirche und dafür sei der Papst zuständig.⁸ Was ist von einem solchen Denk- und Sprechverbot zu halten und wie verträgt sich ein solches Verbot mit dem Geist des Dialogs?

Bei den ausgeklammerten Themen – etwa die Zölibatsverpflichtung, die Frauenordination und der kirchliche Status der Geschiedenen und Wieder-verheirateten – handelt es sich um Forderungen, die seit Jahrzehnten mit zunehmender Dringlichkeit bei uns vorgebracht werden. Und hinter diesen Forderungen steht die überwiegende Mehrheit der deutschen Katholiken. Ohne dass wir hier auf diese Themen eingehen können, lässt sich feststellen: Neben mancher oberflächlichen und zeitgeistigen Begründung gibt es sehr wohl ernstzunehmende Gründe, die für diese Forderungen angeführt werden können. Dennoch: Es gibt gewichtige Gründe, die für die bisherige Praxis und Tradition der Kirche sprechen – Gründe von solchem Gewicht, die das Zögern eines Papstes verstehen lassen, eine Änderung herbeizuführen. Man kann auch nicht sagen, dass das Für und Wider nicht wiederholt in Rom, teilweise auf Bischofssynoden, erörtert worden wäre. Gesetzt den Fall, in diesen Fragen lägen tatsächlich Vorgaben von dogmatischer Endgültigkeit vor, an die auch ein Papst gebunden ist, würde deren Ausklammerung nicht gegen den Geist des Dialogs verstoßen. So etwas gibt es selbst in der Demokratie. So wäre etwa ein parlamentarischer Beschluss auf Einführung der Diktatur mit unserem Grundgesetz unvereinbar und deshalb ausgeschlossen. Nun ist aber nach gut begründeter Auffassung eine Verbindlichkeit von ausdrücklicher Endgültigkeit bei den genannten Fragen nicht gegeben. Die Möglichkeit weiterer und vertiefter Erörterung jener Anliegen ist also nicht ausgeschlossen.

Genau das darf und sollte in dem von der Deutschen Bischofskonferenz ausgerufenen Gesprächsprozess geschehen – nicht in Form eines folgenlosen Gesprächs, sondern in «freier Erörterung» der Gründe und Gegengründe, wie das Konzil sagt. Wie anders können die Bischöfe ihre Katholiken für ihren Standpunkt gewinnen, mit einer Themenausklammerung unter Berufung auf Rom jedenfalls nicht. Und sollten sie selbst Zweifel an der Angemessenheit der bisherigen Praxis haben – auch das soll es geben –, sollten sie das ehrlich erkennen lassen. Ihre Autorität schwächen sie damit nicht, sondern das Gegenteil wäre der Fall.

Richtig ist, dass die Letztentscheidung in manchen Fragen nicht in einer Teilkirche fallen kann, die ja eingebunden ist in die *communio ecclesiarum*. Richtig ist aber auch, dass der Anstoß zu kirchlichen Entwicklungen nicht

selten von Teilkirchen ausging und dass in einer weltumspannenden Kirche nicht alles und jedes einheitlich geregelt sein muss. Als Dialogpartner können sich die deutschen Katholiken jedenfalls nur dann ernstgenommen wissen, wenn Rom entsprechend über den hiesigen Dialogvorgang unterrichtet wird und sich den hier vorgebrachten Gegengründen stellt. Dabei darf von den deutschen Bischöfen erwartet werden, dass sie, selbst wenn sie persönlich vielleicht anderer Auffassung sind, als Anwälte der guten Gründe ihrer Diözesanen gegenüber Rom tätig werden. Sie können nicht ausschließen, dass deren Begehren zu den Zeichen des Willens Gottes gehören, nach denen wir wie die Apostel damals Ausschau halten. Wie hat Papst Johannes Paul II. in seinem Apostolischen Schreiben *Novo Millennio Ineunte* die Bischöfe mit einem Zitat des hl. Paulinus von Nola ermahnt: «Wir wollen an den Lippen der Glaubenden hängen, denn in ihnen weht Gottes Geist» (Nr. 45).

Und wenn man sich im angelaufenen Dialogprozess nicht einig wird? Nicht davon hängt das Gelingen eines Dialogs ab, sondern davon, ob es gelingt, sich gemeinsam auf die Suche nach Gottes Willen für seine Kirche hier und heute zu machen. Damit wird ein Klima geschaffen, in dem sich die Motive der Forderungen klären und ein tieferes Verständnis in den anstehenden Fragen reifen kann. Im Übrigen kann es Fragen geben, die noch nicht entscheidungsreif sind. Aber durch Verschweigen, Unterdrücken und Nichtstun kommen sie einer Klärung nicht näher. Würde es immer schon solche Denk- und Sprechverbote gegeben haben, würden wir uns heute noch beschneiden lassen, Folter und Todesstrafe gelten lassen und Religionsfreiheit und Demokratie ablehnen.

8. Dialog – Fehlformen und Missverständnisse

Wir sollten es nicht unterlassen, uns auch die Frage nach Fehlformen und Missverständnissen des Dialogs zu stellen. Fehlformen sind all jene Dialoge, bei denen keine wirkliche Gegenseitigkeit gewährt wird. Dem kann die schon genannte Verwechslung von Wahrheitsvermittlung und Wahrheitsermittlung zugrunde liegen oder die Geringschätzung der Kompetenz der Partner. Die autoritäre Ausklammerung bestimmter Themen, bei denen die Kirche nicht endgültig festgelegt ist, gehört hierhin.

Ein Missverständnis liegt vor, wenn der innerkirchliche Dialog mit einem demokratischen Verfahren verwechselt wird. Im Gefolge der 68er-Bewegung und ihrer Forderung nach einer Demokratisierung aller gesellschaftlichen Bereiche war dieses Missverständnis bei nicht wenigen Katholiken anzutreffen. Heute begegnen wir eher der damit verwandten Neigung, das Gelingen des innerkirchlichen Dialogs an der Erfüllung von Forderungen zu messen.

Für den angeblich demokratischen Charakter des innerkirchlichen Dialogs werden nicht selten die Abstimmungsverfahren auf Synoden und Konzilien

ins Feld geführt, die dort einem Beschluss vorausgehen. Aber bei diesen Abstimmungen geht es nicht wie in unseren Parlamenten darum, den Willen des Volkes zu artikulieren, sondern darum, den gemeinsamen Glauben durch Konsens festzustellen oder unter Gebet den Willen Gottes für seine Kirche hier und jetzt zu ermitteln.

Fügen wir noch ein Missverständnis hinzu, das den ökumenischen und interreligiösen Dialog betrifft. Manche meinen, der für einen Dialog geforderte Respekt vor dem Partner müsse so weit gehen, dass man die eigene Wahrheitsüberzeugung zurück- oder zur Disposition stellt. Ein Beispiel: Der Respekt vor dem nichtchristlichen Partner, der seinen eigenen Begriff von Heil und Erlösung hat, verbiete es, ihm Jesus Christus als den wahren und einzigen Erlöser und Mittler aller Menschen vorzustellen, ungeachtet der Tatsache, dass das Neue Testament darin eindeutig ist. Juden und Muslime zeigen sich häufig verwundert, wenn sie bei ihren christlichen Partnern einer Bereitschaft dieser Art begegnen und misstrauen ihr, zumal sie so etwas gar nicht von ihm erwarten.

Das Dokument «Dialog und Verkündigung» des Päpstlichen Rates für den Interreligiösen Dialog bemerkt dazu: Dialogbereitschaft «bedeutet nicht, dass die Dialogpartner mit dem Beginn der Begegnung ihre religiöse Überzeugung beiseite legen sollen. Das Gegenteil ist richtig: Die Aufrichtigkeit des interreligiösen Dialogs verlangt, dass jeder mit der ganzen Integrität seines Glaubens in den Dialog eintritt [...]. (Wohl sollten Christen) sich auch daran erinnern, dass sich Gott in gewisser Weise auch den Anhängern anderer religiöser Traditionen gezeigt hat. Folglich haben sie sich den Überzeugungen und Werten anderer Menschen mit aufnahmebereitem Sinn zu nähern [...]. Der Dialog kann sie dazu bewegen, verwurzelte Vorurteile aufzugeben, vorgefasste Meinungen zu revidieren und manchmal sogar einer Reinigung ihres Glaubensverständnisses zuzustimmen» (Nr. 48f).

Ein Missverständnis oder besser eine falsche Erwartung wurde durch das Konzil selbst geweckt. Als das Konzil «Dialog» zum Leitwort wählte, erwartete alle Welt eine rundum dialogische Kirche. Das Konzil sprach aber, zumindest was den innerkirchlichen Austausch angeht, nur von einem Dialog im weitesten Sinn, dem es darum die Bezeichnung «Gespräch» zuwies. Aber das Wort «Dialog» war in der Welt und alle verstanden es im eigentlichen Sinne. Das ist es, was in den Jahrzehnten danach bis heute eine sich steigernde Frustration auslöst. Die Enttäuschung führte zu einer Reihe von öffentlichen Protestaktionen, Erklärungen und Begehren, angefangen von der Kölner Erklärung der Theologen von 1989 über das Kirchenvolksbegehren von 1995 bis zum Memorandum der Theologen in 2011.

Die Enttäuschung löste aber auch eine grundsätzliche Befassung mit dem Thema «Dialog» aus. Drei von den entsprechenden Veröffentlichungen seien genannt, die nach wie vor höchst aktuell sind. Dazu gehört das Referat von

Bischof Karl Lehmann als Vorsitzendem bei der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz im September 1994 mit dem Titel «Vom Dialog als Form der Kommunikation und Wahrheitsfindung in der Kirche heute»⁹. Hier heißt es, dass es im innerkirchlichen Dialog «nicht so etwas wie ein absolutes Diskussionsverbot geben» dürfe.¹⁰ Von der Kommission «Pastorale Grundfragen» des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken stammt der Band «Dialog statt Dialogverweigerung. Impulse für eine zukunftsfähige Kirche», 1994 herausgegeben von Annette Schavan.¹¹ Schließlich der 1996 vom Leiterkreis der Katholischen Akademien herausgegebene Tagungsbericht «Dialog als Selbstvollzug der Kirche?»¹²

9. *Selbstkritische Fragen*

Die wachsende Kritik in den letzten Jahrzehnten am einseitigen Kommunikationsablauf von oben nach unten in der Kirche und die Forderungen nach einem Dialog hatten stets, was kaum verwundert, dieselben Adressaten: Papst und Bischöfe, vor allem den Papst. Verwunderlich ist auch nicht die Tatsache, dass sich diese Kritik vor allem in Ländern erhebt, wo Katholiken in einer Demokratie leben und aufgrund eines höheren Bildungsniveaus, wie Paul VI. richtig erkannte, ein größeres Selbstbewusstsein entwickelt haben und sich eine Theologie entfaltet hat, die diese Kritik mit guten Gründen stützen kann. Wir verstehen heute, dass der früheren gehorsamen Gefolgschaft gegenüber den Hirten ein gutes Maß an früher üblicher Untertanenhörigkeit gegenüber den Machhabern und an Gläubigkeit gegenüber den Bessergebildeten beigemischt war. Wir nehmen es Papst und Bischöfen nicht mehr einfach ab, dass sie es immer und in allen Dingen besser wissen, was der Wille Gottes ist. Wer heute Autorität beansprucht, kommt nicht umhin, seine Entscheidungen mit Gründen zu rechtfertigen und sich mit Gegen Gründen ernsthaft auseinanderzusetzen.

Allerdings haben auch wir allen Grund, uns der selbstkritischen Frage zu stellen, ob wir selbst den Anforderungen eines echten Dialogs und zumal eines Dialogs unter Christen genügen. Ist uns wirklich am Willen Gottes gelegen oder lassen wir uns bei unseren Reformforderungen vom Zug zu trendiger Zeitgemäßheit leiten oder zu einem «Christsein light»? Haben wir uns ernsthaft den Argumenten der Anderen gestellt oder wollen wir den Dialog nur zur Durchsetzung unserer Forderungen benutzen? Unterstellen wir Papst und Bischöfen vorschnell Unbelehrbarkeit, Rückschrittlichkeit und ein Interesse am Machterhalt? Haben wir wirklich die Mahnung des Konzils beherzigt, dass alle äußeren Reformen Äußerlichkeiten bleiben, wenn sie nicht einhergehen mit einer ernsthafteren Nachfolge Jesu, mit einem Wachstum an Glaube, Hoffnung und Liebe, mit einer Reform der Herzen?

Schließlich sollten wir uns fragen, ob wir nicht einem verinnerlichten Klerikalismus verhaftet sind, wenn wir den Übergang zu einer dialogischen Kirche hauptsächlich davon abhängig machen, ob Papst und Bischöfe sich in dieser Richtung bewegen. Niemand kann und will uns daran hindern, dort schon jetzt Dialoge und Dialogkreise zu initiieren, wo Kirche wirklich lebt. Und wo lebt Kirche im eigentlichen Sinne? Weder in der römischen Kurie noch in den Generalvikariaten, sondern in den Gemeinden und Verbänden, in den Orden und Geistlichen Bewegungen – überall dort, wo Menschen sich vom Wort Gottes und der Feier der Eucharistie versammeln lassen. Mehr als wir meinen gibt es ihn dort auch schon, den Dialog auf Gegenseitigkeit unter den Gläubigen, mit Priestern und sogar mit Bischöfen. Aus Afrika und Asien erreicht uns die Bewegung der Small Christian Communities, die unter den Bedingungen extremen Priestermangels an der Basis Dialogkreise bildet, die die Gemeinden tragen. Lebenswichtig, überlebenswichtig werden solche Kreise auch bei uns in jenen Großpfarreien, die aus der Fusion bisheriger Gemeinden entstehen. Nur so bleibt Kirche lebendig und bleibt Kirche vor Ort. Den Rückenwind des Konzils haben wir für solches Beginnen. Viele Konzilsbeschlüsse durchzieht die Ermunterung der Laien zu eigenen Initiativen.

ANMERKUNGEN

¹ Vgl. Herder-Korrespondenz 18 (1963/64) 567-583.

² Vgl. auch Gabriele ARCHETTI (Hg.), *Le dialogue possible. Paul VI et les cultures contemporaines*, Brescia – Rom 2007.

³ SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Hg.), *Verlautbarungen des Apostolischen Stuhles Nr. 102*, Bonn 1991.

⁴ Peter HEBBLETHWAITE, *Paul VI. The First Modern Pope*, London – New York 1993.

⁵ Vgl. Manfred LOCHBRUNNER, *Die Beziehungen zwischen G.B. Montini/Paul VI. und Romano Guardini. Eine biographische Skizze*, in: Hermann J. POTTMEYER (Hg.), *Paul VI. und Deutschland*, Brescia – Rom 2006, 133-158; Angelo MAFFEIS, *G.B. Montini, Mario Bendiscioli e l'incontro con la cultura tedesca*, in: ebd. 159-216.

⁶ Vgl. Bernhard LANGEMEYER, *Der dialogische Personalismus in der evangelischen und katholischen Theologie*, Paderborn 1963.

⁷ Vgl. Bernhard CASPER, *Das dialogische Denken. Franz Rosenzweig, Ferdinand Ebner und Martin Buber*, Freiburg (1967) 2002.

⁸ Vgl. Herder-Korrespondenz e-Dossier August 2011: *Kirche im Dialogprozess*; Herder-Korrespondenz 65 (2011) 385-387.

⁹ SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ, *Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz Nr. 17*, Bonn 1994.

¹⁰ Ebd., 16.

¹¹ Kevelaer ²1995.

¹² Gebhard FÜRST (Hg.), Freiburg 1997 (QD 166).